

DEAD SPACE

The background of the cover is a dark, atmospheric scene. In the center, a large, grotesque, and heavily mutated creature with a skeletal, fleshy appearance looms over a smaller figure. The creature has a menacing, open mouth and is holding a glowing blue energy weapon. The smaller figure, seen from behind, is a person in a dark, futuristic suit with a glowing blue light on their back, standing in a dark, industrial environment. The overall color palette is dominated by dark blues, greys, and a bright, glowing blue light from the weapon and the character's back. The title 'DEAD SPACE' is at the top in a large, white, distressed font, and 'CATALYST' is below it in a smaller, orange and yellow font. The author's name 'B. K. EVENSON' is at the bottom in a white, bold font.

CATALYST

B. K. EVENSON



Panini BOOKS



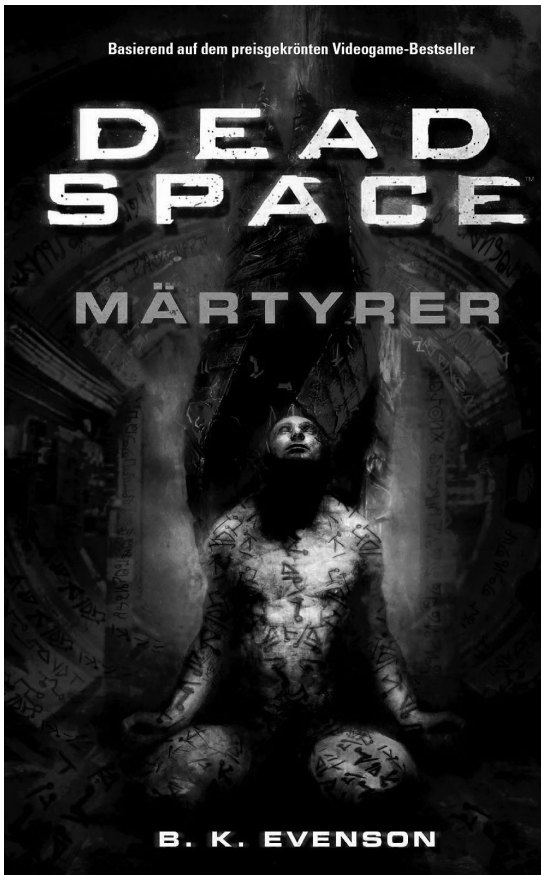
BEREITS ERSCHIENEN:

DEAD SPACE: Katalysator

B. K. Evenson – ISBN 978-3-8332-2613-7

DEAD SPACE: Märtyrer

B. K. Evenson – ISBN 978-3-8332-2242-9



Weitere Infos und Titel unter:

www.paninicomics.de

DEAD SPACE™

KATALYSATOR

Von B. K. Evenson

Ins Deutsche übertragen
von Andreas Kasprzak &
Tobias Toneguzzo

Lektorat: Joern Rauser
für Grinning Cat Productions

Panini BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Dieses Buch wurde auf chlorfreiem, umweltfreundlich hergestelltem Papier gedruckt.
In neuer Rechtschreibung.*

Deutsche Ausgabe: Panini Verlags GmbH, Rotebühlstraße 87, 70178 Stuttgart.

Dieses Werk wurde durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen, vermittelt.

Amerikanische Originalausgabe: „DEAD SPACE: Catalyst“ by B. K. Evenson
published by Tom Doherty Associates, LLC, October 2012.

Copyright © 2013 by Electronic Arts, Inc. All Rights Reserved.

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form. No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in this publication and those of any pre-existing person or institution is intended and any similarity which may exist is purely coincidental. No portion of this publication may be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright holder(s).

Übersetzung: Tobias Toneguzzo & Andreas Kasprzak
Lektorat: Joern Rauser für Grinning Cat Productions, Sonja Gebauer
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab individuell, Stuttgart
Satz: Datagrafix, Philippinen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-8332-2613-7
1. Auflage, Februar 2013

www.paninicomics.de

1. TEIL



1.

Als Jensi Sato ein Kind war, ahnte er noch nicht, dass mit seinem Bruder etwas nicht stimmte. Istvan war schon immer so gewesen – stets ein wenig abwesend, besessen von Mustern und Zahlen, fasziniert, wenn sich das Licht veränderte, anfällig für plötzliche Wutausbrüche und dann mit seinen Sinnen plötzlich wieder wie an einem fremden Ort. Vielleicht kam die Veränderung aber auch so schleichend, dass Jensi, der jeden Tag mit ihm verbrachte, gar nicht auffiel, wie sehr sich sein Bruder noch weiter veränderte.

Als Kinder hatten sie die Sozialbauten gemeinsam unsicher gemacht und Unruhe gestiftet, von ständigen Kopfschmerzen geplagt wegen der dünnen, verschmutzten Atmosphäre, die sie unter ihrer Kuppel auf Vindauga atmeten. Um die Wahrheit zu sagen, war es eigentlich immer nur Istvan gewesen, der Unruhe stiftete; der jüngere Jensi folgte ihm lediglich. Doch er war froh darüber, dass er mitmachen durfte, und selbst wenn er nicht immer verstand, warum Istvan tat, was er tat, wollte er doch keine Gelegenheit ungenutzt lassen, aus dem Haus zu kommen, fort von ihrer Mutter.

Als er dann schließlich zum Jugendlichen herangewachsen war, wurde Jensi allerdings allmählich klar, wie anders

Istvan war. Sein Bruder schien nicht so wie normale Leute zu sein. Die meiste Zeit über wusste er nicht, wie er mit fremden Menschen reden sollte, und wenn er doch mal etwas sagte, dann hatte es nicht die Wirkung, die er sich davon erhoffte. Jensi bemerkte, dass die anderen Jungen Istvan auf diese komische Weise ansahen, dass sie sich erst von ihm, dann aber auch von ihnen beiden fernhielten. Und bald darauf waren die zwei Brüder mehr oder weniger auf sich allein gestellt.

Zu leicht wäre es, einfach zu sagen, dass Istvan nicht normal war, denn grundsätzlich war er das ja, zumindest im Großen und Ganzen. Und wenn es darauf ankam, konnte er sich auch durch die üblichen zwischenmenschlichen Anforderungen quälen, solange sie kurz und knapp blieben. Doch je mehr Zeit man mit ihm verbrachte, desto merkwürdiger erschien er einem. Er lebte in seiner eigenen Welt, stets mit den Formen und Mustern beschäftigt, die er um sich herum sah – und die Jensi oft verborgen blieben. Zudem verlor Istvan schnell die Geduld mit anderen Menschen: Es fiel ihm schwer, sich auf sie zu konzentrieren. Er schien nie auch nur daran zu denken, was diese anderen Leute von ihm halten mochten, und vor allem: Er kannte keine Angst. Die einzige Person, auf die er je hörte, war sein Bruder. Aber auch dessen Rat befolgte er nur hin und wieder. Es kostete Jensi jedes Mal große Mühe, Istvan zur Vernunft zu bringen, damit er nicht doch etwas wirklich Gefährliches anstellte.

Jensi war zwölf, und wieder einmal streifte er mit Istvan durch die Anlage, in der sie lebten, auf der Suche nach etwas, womit sie sich die Zeit vertreiben konnten. Der Mariner-Valley-Komplex war durch eine Röhre von den größeren Kuppeln getrennt, in denen der Rest der Stadt untergebracht war, und es sollte noch einige Jahre dauern,

bis Jensi den Grund dafür erkannte: Tatsächlich wurden all die unerwünschten Personen auf Vindauga hierher abgeschoben, in die Armenunterkünfte.

An jenem Tag hatte sich ein halbes Dutzend Kinder, alle ein paar Jahre jünger als Jensi und Istvan, an der Außenmauer der Kuppel zusammengekauert, in der Nähe der Stelle, wo die innere Mauer rissig und undurchsichtig geworden war. Dort gab es ein kleines Leck, und wenn die Systeme der Kuppel den Sauerstoffverlust auch beständig kompensierten, so war es für die Kinder doch eine Mutprobe, sich in die Nähe des Risses zu wagen. Sie hielten den Atem an und rannten zur Kuppelwand hinüber, um die trübe Stelle zu berühren, und dann rannten sie wieder zurück. Die anderen klopfen dem Mutigen daraufhin beglückwünschend auf den Rücken, bevor sie sich dem Nächsten zuwandten, um ihn so lange zu hänseln, bis er es ebenfalls versuchte.

»Was für ein Spiel ist das?«, wollte Istvan wissen, ohne die Frage an jemanden im Besonderen zu richten.

Die meisten der Kinder ignorierten ihn und blickten in eine andere Richtung, als hätten sie nichts gehört. Aber eines von ihnen, der größte Junge, zuckte mit den Schultern. »Wir wollen nur die Zeit totschiagen.«

»Aber es ist nicht mal gefährlich«, sagte Istvan. »Wie kann es Spaß machen, wenn ihr nur so tut, als wäre es gefährlich, obwohl es das gar nicht ist?«

Jensi legte ihm die Hand auf die Schulter. »Komm schon«, flüsterte er. »Lass sie in Ruhe! Gehen wir.«

Doch Istvan schüttelte seine Hand ab. »Wollt ihr nicht mal ein echtes Spiel spielen?«, fragte er in die Runde.

In die Defensive gedrängt, meinte der Anführer der Kinder: »Das *ist* ein echtes Spiel.«

»Nein«, beharrte Istvan. »Ist es nicht. Ihr könnt nicht einfach nur kurz hinrennen und dann wieder zurück. Es

will, dass ihr es ganz macht. Das ist das Spiel, das es mit euch spielen will. Könnt ihr denn nicht sehen, dass seine Form so nicht stimmt?»

»Es?«, fragte ein anderer Junge. »Was meinst du damit?«

Istvan deutete zu dem beschädigten Abschnitt der Kuppel hinüber. Die Kinder drehten die Köpfe, und auch Jeni folgte ihren Blicken. Wie konnte die Form eines Risses nicht stimmen?, fragte er sich. Was sah Istvan dort drüben?

»Wollt ihr ein echtes Spiel spielen?«, wollte Istvan noch einmal wissen.

Die Kinder blieben dicht zusammengedrängt stehen, stumm, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Komm schon«, wandte sich Jeni noch einmal an seinen Bruder. »Lass uns gehen.«

»Es ist egal, ob du es sehen willst oder nicht«, entgegnete Istvan. »Es will spielen.« Er beugte sich nach vorn und überkreuzte die Arme hinter dem Rücken. Und nachdem er kurz mit den Füßen auf dem schmutzigen Boden gescharrt hatte, stieß er plötzlich einen Schrei aus und stürmte los.

Die Kinder stoben auseinander, aber er hatte es gar nicht auf sie abgesehen; er rannte an ihnen vorbei, ohne sie auch nur anzusehen und rammte seine Stirn mit voller Wucht gegen die undurchsichtige Stelle in der Kuppelwand. Jeni spürte, wie ihm das Herz bis in den Hals hüpfte.

Es gab ein Zischen, dann breiteten sich die Risse weiter aus, und rings um sie herum wuchs auch die trübe Stelle in die Breite. Doch zum Glück gab die Scheibe nicht nach. Istvans Kopf hingegen schon, und dann brach er auf dem Boden zusammen, seine Stirn war mit Blut verschmiert. Die verstreuten Kinder drängten sich in einiger Entfernung wieder zusammen, als Jeni hastig nach vorn rannte und sich neben seinen Bruder kniete.

»Istvan?«, rief er und rüttelte an seinen Schultern.
»Istvan? Warum hast du das getan?«

Blut tropfte langsam von Istvans Stirn. Für einen Moment waren seine Augen trübe, und es sah aus, als würden sie lose in den Höhlen umherrollen, aber dann fokussierten sie sich träge auf Jensi. Istvan lächelte. Sein Blick glitt hoch, hinüber zu dem trüben Abschnitt der Wand. »So«, sagte er. »Jetzt hat es die richtige Form. Jetzt wissen wir, was wirklich hier ist.«

Später hatte Jensi versucht, mit ihm darüber zu reden, aber Istvan konnte ihm seine Gründe nicht erklären, zumindest nicht auf eine Weise, die er auch verstanden hätte. Istvans Gehirn suchte immer und überall nach Mustern und stellte Verbindungen her, wo Jensi nur mit viel Mühe einen Zusammenhang erkennen konnte. Istvan hatte den Riss in der Kuppel gesehen und gleich gewusst, was er tun musste. Oder zumindest behauptete er das. Er hatte gewusst, was der Riss von ihm wollte und was nötig war, um ihn ganz zu machen.

»Was zum Teufel soll das bedeuten? Ihn *ganz* machen?«

Istvan versuchte, es ihm zu erklären, aber er schaffte es einfach nicht. Sein Bemühen, Jensi seine Denkweise zu veranschaulichen, führte nur zu noch mehr Verwirrung, bis ihn sein Bruder schließlich unterbrach.

»Hör zu«, sagte Jensi. »Du klingst wie ein Verrückter. Du solltest das niemandem erzählen.«

Ausnahmsweise beherzigte sein Bruder einen Ratschlag: Er sprach tatsächlich nicht mehr darüber. Und Jensis Hoffnung, doch noch herauszufinden, was Istvan gemeint hatte, schwand dahin.

Als Jensi vierzehn Jahre alt war, malte eine Gruppe von Mädchen Felder für ein Spiel auf den Boden, über das sie in

der Vid-Bibliothek gelesen hatten: eine Reihe nummerierter, zusammenhängender Quadrate, über die man hüpfen musste, wobei einige Felder nach einem vorgegebenen Muster ausgelassen werden sollten. Nun standen die Mädchen um ihr Spiel herum und stritten sich darüber, woher man wissen sollte, welche Felder ausgelassen werden mussten. Istvan war von den Zahlen in den Rechtecken angezogen worden, und sein Kopf ruckte in rascher Folge von einer zur nächsten. Er marschierte geradewegs zwischen den Mädchen hindurch, beinahe so, als bemerkte er sie gar nicht. Eines von ihnen stieß er dabei so heftig an, dass es hinfiel. Die Steine, die die Kinder gesammelt hatten, rollten über den Boden, ihr Stück Kreide zerbrach. Die Mädchen schrien ihn an, die Kleine auf dem Boden weinte und reckte anklagend ihren aufgeschürften Ellenbogen in die Höhe – doch Istvan stand inzwischen direkt über den Zahlen. Behutsam trat er auf eines der Felder, dann sprang er auf ein anderes, anschließend wieder zurück und immer so weiter, einem komplexen Muster folgend, das nur er zu sehen schien. Der letzte Sprung brachte ihn schließlich auf das Quadrat an der Spitze der Felderkette, und dann trat er mit einem vorsichtigen Schritt wieder aus dem Rechteck heraus.

Kaum dass er das Spielfeld verlassen hatte, blieb er wie gelähmt stehen. Sein Blick bohrte sich jenseits der Felder in den Boden. Jeni wusste nicht, was er sonst tun sollte, also stellte er sich neben seinen Bruder.

»Das war gemein«, sagte er.

Doch Istvan antwortete nicht. Stattdessen bückte er sich und fuhr mit dem Finger über den Boden, um einen ungleichmäßigen Umriss nachzumalen.

Wütend schlug ihm Jeni auf die Schulter. »He«, sagte er. »Warum musstest du so gemein zu ihnen sein?«

»Siehst du es denn nicht?«, fragte Istvan. »Wie sie erst das richtige Muster gezeichnet und mich dann hierher geführt

haben?« Seine Augen leuchteten. Er fuhr den Umriss noch einmal mit dem Finger nach, aber Jensi konnte selbst mit zusammengekniffenen Augen kaum ausmachen, was Istvan da anstarrte. Es war eine Unebenheit, ein gezackter Fleck, leicht verfärbt, sodass er sich unmerklich vom Rest des Bodens abhob. »Es ist vollkommen«, sagte Istvan und streckte noch einmal die Hand aus, um darüberzustreichen.

»Istvan«, flüsterte Jensi. »Was ist mit dir los? Das ist doch nur der Boden.«

»Hm?«, machte sein Bruder. »Was?« Es war, als wäre er gerade aus einer Trance erwacht. Hastig richtete er sich auf, dann drehte er sich um und blickte die Mädchen an, die noch immer wütend hinter ihnen standen, die Hände in den Hüften. Zumindest hatten sie aufgehört zu schreien. »Was haben die für ein Problem?«, fragte er.

»Du hast ihr Spiel ruiniert.«

»Hab ich das?«, fragte Istvan. Er klang aufrichtig verwirrt, als könnte er sich wirklich nicht mehr erinnern. Einen Moment lang starrte er die Mädchen noch an, dann verhärteten sich seine Züge. »Sie wussten ja nicht mal, was sie spielen«, meinte er. »Ich bin der Einzige, der das weiß.«

Jensi dachte an die vielen Male, als er mitten in der Nacht in ihrem Kinderzimmer aufgewacht war und die Stimme seines Bruders gehört hatte. Oft murmelte Istvan im Schlaf vor sich hin, wiederholte dabei aber immer dieselben Wortmuster, immer und immer wieder. Manchmal saß er auch auf dem Rand seines Bettes, gefangen zwischen Schlaf und Wachsein, und wippte heftig vor und zurück, während er mit nahezu andachtsvoller Stimme eine Reihe von Zahlen herunterratterte. So war er nun mal, er liebte Zahlen und Muster, konnte sich völlig darin verlieren. Sie waren beinahe wie Personen für ihn, nur dass er echte Personen längst nicht so interessant fand. Auch Computer

schien er wie von selbst zu begreifen; mit neun Jahren hatte er sich zum ersten Mal in ein System gehackt, und er hatte Jensi beigebracht, wie das ging. Doch nachts waren es nur gemurmelte Zahlen, die sich endlos wiederholten.

»Istvan«, wisperte Jensi dann, doch sein Bruder konnte ihn wohl nie hören.

Manchmal hatte er Glück, und Istvan kam irgendwann von selbst wieder zu einem Ende. Oft sah es jedoch so aus, als würde er bis in alle Ewigkeit auf seinem Bett vor- und zurückwippen. Dann musste Jensi aufstehen und versuchen, ihn wach zu rütteln. Doch bisweilen zeigte nicht einmal dies eine Wirkung. Es war, als wäre Istvan an einem anderen Ort, als hätte er seinen Körper für eine Weile verlassen, und hin und wieder dauerte es sehr, sehr lange, bis er endlich zurückkehrte.

Ich hätte es wissen müssen, dachte Jensi, als er schließlich erwachsen war. Ich hätte wissen müssen, wie schlimm es um ihn stand. Ich hätte damals schon wissen müssen, wie krank er war. Ich hätte versuchen sollen, ihm zu helfen. Bestimmt hätte ich ihn retten können.

Doch wie – das fragte sich ein anderer Teil von ihm, ein Teil, den er mit aller Macht zu unterdrücken versuchte –, wie hätte er es wissen können? Schließlich war er nur der kleine Bruder gewesen. Da gab es nicht viel, was er hätte tun können. Und seine Mutter, nein, die glaubte nicht an Ärzte. Sie war überzeugt, dass Gott sich bei allem, was er tat, etwas gedacht hatte, und dass man in seinem Werk nicht herumpfuschen durfte. Jensi hatte sogar mehrmals versucht, ihr zu erklären, dass mit Istvan etwas nicht stimme, aber jedes Mal hatte sie nur aus ihren verquollenen Augen zu ihm hochgestarrt.

»Natürlich«, hatte sie gesagt. »Natürlich stimmt etwas nicht mit ihm. Er ist böse.«

»Nein«, hatte Jensi darauf entgegnet. »Etwas *in* ihm stimmt nicht. Etwas in seinem Kopf.«

»Das Böse ist in seinem Kopf«, hatte seine Mutter lediglich gemurmelt. »Es muss ihm ausgetrieben werden.« Voller Grauen hatte Jensi da erkannt, dass er ihr gerade einen Vorwand gegeben hatte, seinem Bruder wehzutun.

Doch als Istvan größer und kräftiger wurde, hörte ihre Mutter schließlich auf, ihn zu bestrafen. Sie bedachte ihn zwar weiter von der anderen Seite des Raumes mit Verwünschungen und sagte ihm, wie abscheulich er sei, aber sie legte nicht länger Hand an ihn. Eher hatte sie nun ein wenig Angst vor ihm. Was bedeutete, dass sie auch Jensi nicht mehr schlug. Sie wurde immer verschlossener, aber vielleicht war sie auch schon immer so gewesen, und Jensi hatte es nur nicht gesehen. Hatte Istvan diese Sache, die mit ihm nicht stimmte, womöglich von ihr? Lag es in den Genen, war es vererbbar? Bedeutete das, dass er es vielleicht auch in sich trug? Nein, er wollte nicht so sein wie seine Mutter, und er wollte auch nicht so sein wie sein Bruder. Dennoch liebte er ihn. Natürlich! Und er fühlte sich verantwortlich für ihn. Istvan hatte ihn stets beschützt. Vielleicht war es jetzt, da sein Bruder immer seltsamer wurde, Zeit, diesen Gefallen zu erwidern. Ja, es war Zeit, dass Jensi *ihn* beschützte.

Istvan war siebzehn und Jensi fünfzehn, als die Dinge ernsthaft außer Kontrolle gerieten. Alles fing mit ihrer Mutter an.

Wieder einmal hatten sie sich die Zeit damit vertrieben, durch den Mariner-Valley-Komplex zu streifen, und als sie nach Hause zurückkehrten, hing die Tür zu ihrem Apartment schief in den Angeln, und die Schlüsselkarte ihrer Mutter lag davor im Korridor auf dem Boden. Sie stießen die Tür auf und sahen den Inhalt mehrerer Es-

senspakete von der Wohlfahrt auf dem Boden verstreut. Ihre Mutter lag heftig zitternd zwischen den Lebensmitteln.

Jensi kniete sich neben ihr hin und versuchte, sie auf den Rücken zu drehen, um ihr Gesicht sehen zu können. Aber ihr Körper war steif und wollte nicht nachgeben.

»Hilf mir, Istvan«, rief er seinem Bruder zu.

Doch Istvan blieb stehen, wo er war. Er sah nicht seine Mutter an, sondern die Essenspäckchen, und Jensi beobachtete, wie er vor sich hin murmelte und so auf die Pakete deutete, von einem zum anderen, dass sein Finger ein Muster in die Luft zeichnete.

»Istvan«, rief er noch einmal. »Hilf mir!«

Sein Bruder war wieder in Trance, hypnotisiert von dem Muster der über den Boden verstreuten Päckchen. Sein Murmeln dauerte an, und nachdem er das Muster noch einmal mit den Augen nachgefahren hatte, richtete sich sein Blick ins Nichts. Jensi erkannte gerade, dass ihrer Mutter Schaum vor dem Mund stand. Dieser Schaum war mit roten Flecken durchzogen, und zwischen ihren Lippen und Zähnen hindurch konnte er ihre halb durchgebissene Zunge sehen.

»Das ist wirklich ernst«, sagte er, und als Istvan noch immer nicht reagierte, brüllte er den Namen seines Bruders, so laut er konnte.

Istvan zuckte zusammen, und nachdem er kurz den Kopf geschüttelt hatte, blickte er zu ihm herab, einen undeutbaren Ausdruck auf dem Gesicht.

»Sie könnte sterben«, erklärte Jensi.

»Ja«, meinte Istvan zwar, machte aber keinerlei Anstalten, ihr zu helfen. »Siehst du ihn denn nicht?«, fragte er dann.

»Wen soll ich sehen?«, fragte Jensi.

»Den Schattenmann«, antwortete Istvan. »Er erwürgt sie.«

Der Schattenmann? »Istvan«, sagte er langsam. »Geh ans Vid und ruf den Rettungsdienst.«

Mit trägen, fast schon schlafwandlerischen Bewegungen kam sein Bruder der Aufforderung nach, aber sein Blick blieb wie gebannt auf die Päckchen gerichtet.

Jensi hielt seine Mutter, redete auf sie ein und streichelte ihr Gesicht, bis der Rettungsdienst eintraf. Er massierte ihren Kiefer wieder und wieder, bis er sich schließlich entspannte und ihre Zunge freigab, dann drehte er ihren Kopf auf die Seite, damit sie nicht an ihrem eigenen Blut erstickte. Nachdem er den Notfall gemeldet hatte, blieb Istvan auf der anderen Seite des Raumes stehen. Er starrte sie an, weigerte sich aber, näher zu kommen. *Der Schattenmann*, wiederholte Jensi in Gedanken. *Was hat er damit gemeint? Das war verrückt.*

Wäre ich nicht da gewesen, überlegte er später, nachdem das Rettungsteam seine Mutter fortgebracht hatte, *hätte Istvan sie sterben lassen.*

Istvan trat durch die Tür und erstarrte. Der Atem stockte ihm. Da war es, er konnte es sehen, dasselbe Muster, genau dasselbe, lag vor ihm. Er hatte es schon so oft gesehen, immer und immer wieder, wie es darauf wartete, dass jemand vorbeikam, der es erkannte und richtig anordnete. Es wartete auf *ihn*. *Er* hatte es sehen sollen, weil die Welt auf eine andere Weise zu ihm sprach als zu den anderen. Da war auch noch seine Mutter, der Länge nach auf dem Boden liegend, aber das war nicht wichtig. Sie war nicht wichtig. Sie gehörte nicht zu der *Anordnung*. Sie konnte ihm nichts darüber verraten, was wirklich echt war. Sie lag einfach nur im Weg.

Nein! Was zählte, waren die Pakete, die sie getragen hatte und die sich über den Boden verteilt hatten, als Mutter sie fallen ließ. Nachdem sie ihr aus den Händen

geglitten waren, hatte jedes einzelne von ihnen seinen echten, seinen richtigen Platz gefunden. So waren die Dinge nun einmal. Sie sprachen zu ihm, gaben ihm einen groben Eindruck von etwas anderem, von etwas Großem, Verborgenen. Er konnte es fühlen, es spüren, aber es war weit entfernt und tief vergraben, zu tief, um es vollständig zu erkennen. Alles, was er hatte, war das hier, diese Anordnung von Essenspäckchen, die etwas beschrieben, auf etwas hindeuteten, auf dieses Etwas, das er beinahe schon sehen konnte – aber eben nur beinahe.

Doch vielleicht konnte er mehr bekommen als nur das.

Er blieb ganz ruhig stehen und hielt den Atem an, dann kniff er die Augen zusammen und folgte den Linien zwischen den Päckchen mit seinem Blick – von einem zum nächsten. Zuerst erkannte er das Leuchten der Verbindungen, und dann begann er langsam die Hülle der Welt zurückzuziehen und in ihr Innerstes zu spähen.

Sein Bruder sagte etwas, rief seinen Namen, doch Istvan konnte ihn nicht hören, konnte ihm jetzt keine Aufmerksamkeit schenken. Nein, denn dies hier war wichtiger. Das hier war wirklich.

Innerhalb und zwischen den Linien nahm nun etwas Gestalt an. Ein Umriss. Ein Schatten, den er zunächst fälschlicherweise für seinen eigenen gehalten hatte. Doch war es wirklich sein Schatten? Er schien nicht zu ihm zu gehören, auch wenn er von seinem Körper ausging. Es fühlte sich nicht so an, als hätte er Kontrolle über ihn. Dieser Schatten war sein eigener Herr. Er war an die Gegenstände um ihn herum gebunden, und wie Istvan nun erkannte, erhob er sich auch über seiner Mutter. Zwar war es ein Schatten, aber gleichzeitig war es auch ein Mann – ein Mann, aber gleichzeitig auch ein Schatten.

Er hob die Arme, um das Wesen zu berühren, doch als sich seine Hände bewegten, bewegte sich auch der

Schatten. Seine Finger schlossen sich um den Hals von Mutter, dann wandte er Istvan seinen rauchgefüllten Mund zu und sprach.

Sieh gut hin, sagte der Schatten. So geht es. So kannst du sie umbringen.

Er hörte, wie sein Bruder seinen Namen schrie.

Seine Hände wollten sich nicht bewegen. Der Schattenmann würgte Mutter weiter, und er lächelte dabei, blieb aber stumm. Warum sagte er nichts mehr? »Sie wird sterben«, hörte er da eine Stimme wie aus weiter Ferne, aber es war nicht der Schattenmann. Nein, stattdessen gehörte die Stimme seinem Bruder, wie er schließlich erkannte. Es kostete ihn alle Willenskraft, den Mund zu öffnen.

»Ja«, sagte er. »Siehst du ihn denn nicht?«

Er wollte seinem Bruder erklären, was er sah, doch es geschah dasselbe wie so oft, wenn er versuchte, etwas zu erklären. Die Worte kamen auf eine Weise heraus, die zwar für ihn einen Sinn ergab, nicht aber für Jensi. Sein Bruder hatte ein falsches Bild von der Welt, und Istvan wusste nicht, wie er es ihm begreiflich machen sollte. Stück für Stück wurde er wieder von dieser Welt der Anordnungen losgerissen, die er so liebte und die ihn ebenfalls liebte, bis er nicht länger die Muster unterhalb der Oberfläche sah, sondern nur noch die Fassade der Dinge. Seine Mutter war ein Teil dieser Fassade – und lag im Sterben. Er bedauerte, dass sie noch nicht ganz tot war.

Als der Rettungsdienst kam, um ihre Mutter ins Krankenhaus zu bringen, wirkte Istvan wieder normal; na ja, zumindest so normal, wie man es von ihm erwarten konnte. Man behielt Mutter einen Tag dort, bevor man sie in die psychiatrische Abteilung verlegte, in eine Zwangsjacke steckte und einsperrte, womöglich für den

Rest ihres Lebens. Kurz darauf stand eine Sozialarbeiterin, eine strenge, ältere Dame, vor der Tür und erklärte den beiden Brüdern, dass sie nun in staatliche Obhut kämen.

»Aber ich bin beinahe achtzehn«, entgegnete Istvan in einem Moment der Klarheit. »Da brauche ich keinen Vormund mehr.«

»*Beinahe* zählt nicht«, beharrte die Frau. »Du brauchst schon einen Vormund.«

Doch die Sozialarbeiterin beging einen Fehler; sie ließ die beiden für ein paar Minuten allein, anstatt sie sofort aus der Wohnung zu scheuchen und mitzunehmen. Kaum dass sie zur Tür hinaus war, begann Istvan, einen Fluchtplan zu schmieden. Er holte einen alten, fleckigen Rucksack aus dem Schrank, stopfte mehrere Kleidungsstücke hinein und füllte den Rest mit einer willkürlichen Auswahl von Lebensmitteln aus der Vorratskammer, darunter auch Dinge, die er niemals essen würde. Andere, schmackhaftere Nahrungsmittel ließ er dort, wo sie waren. Und dann begann er ein paar von ihnen zu verschieben. Jensi konnte nicht anders, als zu denken, dass sein Bruder schon wieder das Muster nachbilden wollte. Istvan befand sich in seiner eigenen Welt, für ihn gab es nichts mehr außer der Aufgabe, in die er vertieft war. Jensi beobachtete ihn, und das Gefühl der Hoffnungslosigkeit wuchs weiter.

»Warum hast du nicht gepackt?«, fragte Istvan ihn schließlich.

»Wohin willst du gehen?«, stellte Jensi die Gegenfrage.

»Du hast die Frau doch gehört«, sagte Istvan. »Sie will, dass wir bei jemand anders wohnen. Dann werden wir lernen müssen, wie sie denken, und sie werden sein wie Mutter, nur schlimmer, weil wir nicht mit ihnen verwandt sind.«

»Vielleicht sind sie gar nicht schlimmer«, warf Jensi ein. »Vielleicht wird es bei ihnen besser sein.«

Istvan schüttelte den Kopf. »Sie wollen, dass du das glaubst«, erklärte er. »So kriegen sie einen, jedes Mal.«

So kriegen sie einen, jedes Mal, wiederholte Jeni in Gedanken. Doch *sie* wollten Istvan gar nicht kriegen; er machte sich die Sache nur selbst schwer. Er musste bloß kurz daran denken, dass Istvan sein Vormund sein könnte – dass er dann die Verantwortung für sie beide trüge –, um zu wissen, dass das nicht funktionieren würde. Sein Bruder konnte kaum auf sich selbst aufpassen, wie sollte er sich da um jemand anders kümmern?

»Komm schon«, drängte Istvan. »Wir haben keine Zeit mehr zu packen. Sie werden bald zurück sein. Du musst so gehen. Das sagt das Zimmer.«

»Das Zimmer?«

»Kannst du es nicht sehen?«, fragte Istvan und machte eine ausladende Handbewegung. »Kannst du es nicht fühlen?«

Später würde Jeni in diesem Moment einen entscheidenden Scheideweg in seinem Leben erkennen, einen Punkt, an dem er entweder die eine Richtung einzuschlagen hatte oder eben die andere. Er konnte einen Schritt auf seinen Bruder zugehen und auf die reichlich verdrehte Version der Welt, in der er lebte, oder er konnte auch einen Schritt auf die echte Welt zu machen. Das Schlimme war, dass er trotz seines jungen Alters das Gefühl hatte, dass seine Entscheidung, wie sie auch ausfiel, auf die eine oder andere Weise falsch sein würde. Was er auch tat, er würde etwas Wichtiges verlieren.

»Komm schon«, forderte Istvan noch einmal, nun drängender.

»Ich ...«, begann Jeni. »Aber ich ...«

»Was ist denn bloß los mit dir?«, fragte Istvan. »Kannst du nicht sehen, was hier passiert?«

Doch genau das war das Problem: Er *sah* durchaus etwas, auch wenn es wohl nicht das war, was Istvan sah. Er konnte sehen, dass es ein böses Ende nehmen würde, wenn er jetzt mit seinem Bruder davonrannte.

»Ich kann nicht weg«, brachte er schließlich hervor, ohne Istvan dabei in die Augen zu blicken.

»Natürlich kannst du«, entgegnete Istvan. Sein Blick huschte wild durch den Raum. »Es ist ganz einfach. Du musst einfach nur zur Tür hinausgehen.«

»Nein«, sagte Jensi. »Es tut mir leid. Ich werde nicht gehen.«

Einen Moment lang starrte ihn Istvan einfach nur mit ausdrucksloser Miene an, dann huschte ein Schatten über seine Züge, als er begriff, was Jensi da gesagt hatte. Und einen Augenblick später verzog sich sein Gesicht vor echtem, tiefem Schmerz.

»Du lässt mich im Stich?«, fragte er mit einer Stimme, die fast schon ein Schluchzen war. Ihn so zu hören, war mehr, als Jensi ertragen konnte.

»Nein«, versuchte er zu sagen. »Bleib hier! Bleib bei mir! Alles wird gut.« Doch er wusste, dass der Gedanke zu bleiben für Istvan ebenso unvorstellbar war wie für ihn der Gedanke an das Weglaufen. Ganz kurz blickte sein Bruder noch einmal verwirrt drein, dann warf er sich den Rucksack über die Schulter und verließ die Wohnung. Jensi blieb allein zurück.

2.

Es war nichts Schlimmes an der Frau, die das Gericht als Vormund für Jensi aussuchte, aber auch nichts Schönes. Sie war das, was seine Mutter den *lauwarmen Typ* genannt hätte, weder warm noch kalt, weder gut noch böse, aber für Jensi war das in Ordnung. Mit so jemandem konnte er leben. Mit so etwas kam er klar. Zum ersten Mal in seinem Leben musste er sich keine Sorgen mehr machen, woher die nächste Mahlzeit kommen würde.

Er stürzte sich in die Schulaufgaben und stellte zu seiner eigenen Überraschung fest, dass ihm das Lernen Spaß machte, dass er darin sogar richtig gut war. Die Art von Kindern, die bislang einen weiten Bogen um ihn gemacht hatte, zog nun allmählich engere Kreise um ihn, und manchmal redeten sie sogar mit ihm.

Ein Junge namens Henry Wandrei wagte sich noch näher heran. Während der Unterrichtspausen blieb er schweigend ein paar Meter von Jensi entfernt stehen, beim Mittagessen setzte er sich ihm gegenüber an den Tisch, wenn auch zunächst, ohne ein Wort zu sagen oder ihn auch nur anzusehen. Manchmal folgte er Jensi ein paar Blocks weit, wenn er nach der Schule nach Hause ging. Zunächst tolerierte Jensi dieses Verhalten nur, dann gewöhnte er sich

daran, und irgendwann gefiel es ihm sogar. Wenn Henry nicht in der Schule war, dann merkte er das sofort. Es war, als würde sein Schatten fehlen. Oder sein Geist.

»Was?«, fragte er schließlich, als sie wieder einmal beim Mittagessen saßen.

»Nichts«, meinte Henry. Anschließend saßen sie eine Weile schweigend da, bis Henry plötzlich fragte: »Was hörst du für Musik?«

Musik?, wunderte sich Jensi. Was wusste er schon über Musik? Hilflos zuckte er mit den Schultern. »Was hörst du denn so?«

Henry ratterte die Namen einiger Bands herunter, und als Jensi nichts darauf erwiderte, versuchte er ihm zu erklären, wie jede von ihnen klang. Wie sich zeigte, konnte er das sogar ganz gut: Er sprach auf eine lebhaftere, überraschende Weise, die die Musik zwar nicht direkt beschrieb, indirekt aber doch einen Eindruck davon vermittelte, wie diese oder jene Gruppe klang. Verblüfft stellte Jensi fest, dass es ihm gefiel, dem Jungen zuzuhören. Und nachdem er erst so lange geschwiegen hatte, schien Henry nun gar nicht mehr mit dem Reden aufhören zu können. Später, als er ihm die Musik dann vorspielte, erkannte Jensi, dass seine Beschreibungen durchweg richtig gewesen waren.

Henry war sein erster echter Freund, abgesehen von seinem Bruder. Doch man konnte bei einem Bruder nicht wirklich von einem Freund sprechen, oder? Wie hatte es nur fünfzehn Jahre dauern können, bis er einen echten Freund fand? Bei diesem Gedanken hasste er Istvan plötzlich, und das wiederum erfüllte ihn mit Schuldgefühlen. Schließlich war er hier und lebte ein anständiges Leben mit einem akzeptablen Vormund und einem echten Freund, während sein Bruder irgendwo dort draußen allein in den Kuppeln umherzog.

Ein paarmal hatte er Istvan sogar gesehen, meistens nur aus der Ferne, aber einmal auch ganz von Nahem. Doch da hatte es den Anschein gehabt, als würde ihn sein Bruder überhaupt nicht wiedererkennen. Istvan hatte sich einfach an ihm vorbeigeschoben, und obwohl Jensi am liebsten den Arm ausgestreckt und ihn angesprochen hätte, hatte er sich dann doch nicht dazu durchringen können. Er konnte es einfach nicht – nicht, solange Istvan nicht ebenfalls auf ihn zuing. Später begann er sich jedoch zu fragen, ob sein Bruder nicht vielleicht einfach nur in seine eigene Welt der Muster und Zahlen vertieft gewesen war. Vielleicht hatte er sich inzwischen so tief in seinen eigenen Geist zurückgezogen, dass er Jensi überhaupt nicht hatte sehen können.

So war sein Leben in jenen Tagen: Als säße er auf einer Wippe, fühlte er sich abwechselnd schuldig und dann wieder gut, ohne dass er je zur Ruhe kam.

Nach ein paar Monaten vertraute er Henry so weit, dass er ihm von Istvan erzählte.

»Das ist dein Bruder?«, fragte sein Freund. Er hatte Istvan hier und da gesehen, immer aus sicherer Entfernung, und er wusste nicht recht, was er von ihm halten sollte.

»Ich habe das Gefühl, ich sollte ihm helfen«, sagte Jensi.

Henry nickte. »Sicher«, erwiderte er, »er ist dein Bruder. Da ist es ganz klar, dass du dich so fühlst.« Anschließend zuckte er mit den Schultern. »Aber was könntest du schon tun?«, fragte er.

Sechs Monate lang tat er nichts, aber dann, eines Tages, als er gerade auf dem Nachhauseweg war, erzählte er Henry von dem Wohnblock, in dem er früher gelebt hatte. Er versuchte, es so lebhaft zu beschreiben, wie Henry einst seine Musik und in der Zwischenzeit auch noch viele andere Dinge beschrieben hatte. Aber bei ihm wollten die Worte

einfach nicht lebendig werden. Henry beobachtete ihn zwar höflich, vielleicht sogar neugierig, aber er stolperte immer wieder über die Worte, unfähig, sie in Bilder zu verwandeln, die auch Henry verstehen würde. Da wurde er langsamer und blieb schließlich stehen.

Henry blickte ihn an und wartete darauf, dass er fortfuhr. Als er aber stumm blieb, meinte er schlicht: »Du könntest es mir ja zeigen.«

Warum nicht?, dachte Jensi. Also marschierten sie los, knapp eine Meile bis zum Eingang der Röhre, die in den Mariner-Valley-Komplex führte.

Der Kontrolleur, der dort gerade Dienst hatte, starrte die beiden verwirrt an. »Seid ihr sicher, dass ihr wirklich da rüber wollt? Zwei anständige Jungs wie ihr?«, fragte er durch seinen borstigen Schnurrbart. »Da drüben kann's schnell unangenehm werden.«

»Ich habe früher dort drüben gewohnt«, erklärte Jensi.

Der Kontrolleur zog die Nase kraus. »Hätte ich da drüben gewohnt und es dann rausgeschafft – ich weiß nicht, ob ich noch mal dorthin zurückgehen wollte.« Doch er ließ sie passieren.

Sie sahen zu, wie sich die erste Schleuse hinter ihnen schloss, dann gingen sie dreißig Meter durch die Röhre bis zur zweiten Schleuse. Als sie dort ankamen, nagten bereits die ersten Zweifel an Jensi. Er hatte jetzt ein neues Leben, sollte er da nicht lieber nach vorn blicken? Warum wollte er Henry überhaupt irgendetwas von all dem hier zeigen?

Die Schleuse glitt auf, und sie traten hindurch. Der Komplex auf der anderen Seite kam Jensi gleichermaßen vertraut wie fremd vor; alles war so, wie er es in Erinnerung hatte, und doch anders. Er selbst hatte sich in der Zwischenzeit verändert, darum betrachtete er es nun als das, was es wirklich war: ein Slum. Die Schleusen dienten dazu, den

Mariner-Valley-Komplex abzuschotten, sollten die Leute dort den Aufstand proben. Als Kind waren ihm die Straßen hier völlig normal vorgekommen, nun aber konnte er sie mit den Straßen dort vergleichen, wo er jetzt wohnte, und er sah, dass hier alles heruntergekommen war, ein wenig schmutzig, ein wenig armselig.

»Du hast *hier* gelebt?«, fragte Henry.

Jensi zog die Schultern hoch. Einen Moment lang überlegte er, ob er einfach umkehren, zurück zur Schleuse gehen und diesen Ort verlassen sollte. Aber dann wollte Henry wissen: »Und wo ist dein Haus?«

Erst zeigte er Henry die ausgetretenen Betonstufen, den rissigen Boden des Ganges, der zu ihrem Apartment führte, und dann zeigte er ihm auch noch die Tür selbst; die Farbe blätterte von ihr ab, und auf einer Seite war sie völlig zerkratzt. Die beiden Jungen starrten sie an, Jensi, weil er nicht wusste, was er sonst tun sollte, und Henry, weil er offenbar noch nicht zurückgehen wollte. Dort, wo die Tür den Rahmen berührte, war sie mit Polizeisperrband versiegelt. *Warum das?*, überlegte Jensi. Es überraschte ihn, dass nach all der Zeit niemand anders hier eingezogen war.

Doch als er genauer hinsah, stellte er fest, dass das Sperrband durchschnitten worden war, allerdings ganz vorsichtig, damit es auf den ersten Blick auch weiterhin so aussah, als wäre die Tür versiegelt. Henry musste es ebenfalls entdeckt haben, denn er streckte den Arm aus und legte die Hand auf die Klinke. Dann drückte er sie nach unten.

Die Tür war nicht verschlossen. Vor den Augen der beiden Jungen glitt sie auf, und jenseits davon wurde das größtenteils leere Wohnzimmer sichtbar. Der Boden war von einer dünnen Staubschicht bedeckt, und da standen

noch immer die schiefe Couch, der kleine Vid-Schirm mit dem Riss an der Ecke und der notdürftige Kaffeetisch, der aus einem weggeworfenen, verbeulten Frachtcontainer bestand, dessen Unterseite sie flach geklopft hatten. Die Wand hatte jegliche Farbe verloren, nur in den Ecken machte sich Grau breit, vermutlich Schimmel, sofern sich dort nicht nur der Staub sammelte.

»Wir sollten nicht hier sein«, sagte Jeni. Er konnte die Erinnerungen, die in dem Zimmer aufkamen, deutlich spüren. Die meisten von ihnen waren unangenehm.

»Das ist schon in Ordnung«, entgegnete Henry, der sich bereits in der Wohnung umsah. »Ist ja niemand hier. Und selbst wenn jemand kommt, wir können uns schon rausreden.« Jeni erkannte, dass es für ihn nur ein Spiel war.

Doch dann entdeckte er den Pfad schlurfender Fußspuren, der durch den Staub führte, vom Eingang bis hinüber zur Tür des hinteren Zimmers. Dieses Zimmer hatten er und Istvan sich früher geteilt. Seine Augen folgten den Spuren am Boden, und dann sah er das Licht, das durch den Spalt unter der hinteren Tür sickerte.

Er streckte die Hand aus und packte Henry am Arm.

»Was denn?«, fragte sein Freund und versuchte, sich aus seinem Griff zu lösen.

»Leise«, flüsterte Jeni. »Ich glaube, hier ist jemand.«

Wenn er sich nur umgedreht hätte und gegangen wäre, dann wäre vielleicht doch noch alles anders gekommen. Aber er war geblieben. Warum? Vielleicht, weil Henry bei ihm war, und für Henry war die ganze Sache noch immer ein Abenteuer. Es war einfach nur die nächste Steigerungsstufe nach dem aufgeschlitzten Sperrband über der Tür. Sie hatten sich hereingeschlichen, und jetzt gingen sie ein Risiko ein, aber von Henrys Warte aus war das Schlimmste, was ihnen passieren konnte, dass man

sie anraunzte oder verwarnte oder aus dem Wohnblock warf. Im *allerschlimmsten* Fall würde man sie wegen unerlaubten Betretens der Wohnung an die Behörden übergeben und sie dann mit einer Rüge nach Hause zurückschicken.

Doch Jensi war in dieser Gegend aufgewachsen. Er wusste, dass es noch viel schlimmer kommen könnte. Es musste nur die falsche Person dort hinten in dem Zimmer sitzen, dann könnten sie auch verletzt werden – oder sogar sterben.

Jensi hatte es also nicht gerade eilig, Henry zu folgen, als dieser sich weiter in das Apartment vorarbeitete. Er sah seinem Freund zu, sah, wie seine Schritte einen neuen Pfad durch den Staub bahnten. Und dann stand Henry neben der Tür des einstigen Kinderzimmers. Vielleicht, überlegte Jensi, war ja doch niemand dort drinnen. Vielleicht war jemand hier gewesen und dann wieder gegangen, ohne das Licht auszuschalten. Doch als Henry die Hand nach der Türklinke ausstreckte, wusste Jensi, dass er sich nur etwas vormachte.

Und tatsächlich: Noch bevor Henry die Tür öffnen konnte, sprang sie von selbst auf, dann schoss ein fleckiger Arm hervor und zerrte den Jungen durch die Öffnung.

Jensi löste sich von der Apartmenttür und rannte los.

Doch es gab keinen Ort, an den er fliehen, keine Person, die er um Hilfe bitten konnte, zumindest nicht, bis er wieder in der richtigen Stadt auf der anderen Seite der Röhre wäre. Und dann würde es schon zu spät sein. Dann wäre Henry entweder längst tot, oder er würde sterbend auf dem Boden liegen. Oder man hätte ihn fortgezerrt, und niemand wäre mehr hier, wenn Jensi zurückkehrte.

Kaum dass er aus der Tür gerannt war, wurden seine Schritte bereits langsamer, dann blieb er ganz stehen, und

schließlich drehte er sich wieder um. Er redete sich ein, dass er groß und kräftig genug war, außerdem war er hier aufgewachsen: Er wusste, wie man kämpfte. Falls es ihm gelang, die Gestalt dort drinnen zu überraschen, könnten er und Henry vielleicht fliehen.

Leise schob er sich zur Tür des Kinderzimmers hinüber und drückte die Klinke herunter, bis die Falle zurückglitt. Auf der anderen Seite konnte er nun eine Stimme hören, die in nachdrücklichem Tonfall flüsterte. Er holte tief Luft, dann stieß er die Tür auf und sprang in den Raum, die Faust bereits zum Schlag erhoben.

Henry lag auf dem Boden, über ihm eine schmutzige Gestalt, die ihn mit den Knien festnagelte, sodass er sich nicht bewegen konnte. Die Haare des Mannes waren fettig und stanken, eine Hand hatte er Henry auf den Mund gepresst. *Wer hat dich geschickt?*, hörte Jensi den Kerl flüstern, aber er zog die Hand nicht zurück, damit Henry antworten konnte. *Was wollen sie von mir? Warum sind sie hinter mir her?* Einen Moment später hatte sich Jensi bereits auf die Gestalt gestürzt. Zwar streifte sein Hieb nur das Ohr des Mannes, ließ ihn aber so weit zur Seite kippen, dass er sich drehte und sein Gewicht verlagern musste. Henry wand sich sofort unter ihm hervor.

Im selben Augenblick, in dem die Gestalt herumwirbelte, stellte Jensi verblüfft fest, dass er dieses Gesicht kannte.

Es war Istvan.

Doch auch wenn er seinen Bruder erkannte – Istvan erkannte ihn nicht. Seine Augen waren trübe, beinahe irr, und während er halb von Henry herunterkippte und halb herunterkletterte, war es fast so, als wäre sein Bruder überhaupt nicht im Hier und Jetzt. So, als wäre da nur sein Körper, aber nichts, was ihn kontrollierte.

Gerade als Henry es schaffte, sich auf die Füße zu stemmen, gewann der taumelnde Istvan wieder das

Gleichgewicht. Er lehnte sich gegen die Wand und bleckte die Zähne.

»Istvan«, sagte Jensi. »Ich bin's.«

Sein Bruder stieß einen Laut aus, der wie ein Knurren klang, während seine Augen hin und her huschten. Vielleicht suchten sie nach einem versteckten Muster, aber sie schienen jedenfalls blind für das zu sein, was direkt vor ihm lag. Dann streckte er plötzlich den Kopf vor und stürmte los.

Er rammte Jensi mit voller Wucht, mitten in die Brust, und riss ihn von den Füßen, bevor er ebenfalls zu Boden ging. Er landete schwer auf seinem kleinen Bruder, und einen Moment lang hatte Jensi das Gefühl, als werde er ersticken. Der Raum verschwamm um ihn herum, bis es ihm schließlich gelang, einen tiefen, schmerzgeplagten Atemzug zu nehmen. Istvan war noch immer über ihm und schlug mit seinen Fäusten auf ihn ein, auf seine Schultern und seinen Hals und sein Gesicht, ohne Henry zu beachten, der hinter ihm stand und vergeblich versuchte, ihn von Jensi herunterzuzerren.

Istvan, wollte er sagen. *Ich bin's, Jensi*, aber kein Wort kam über seine Lippen. Er versuchte, die Hände seines Bruders zu packen, schaffte es aber nicht, und so zog er nur die Unterarme hoch, um wenigstens sein Gesicht zu schützen. Istvan hieb jedoch weiter auf ihn ein, und auch wenn ein paar der Schläge an seinen Armen abprallten, fanden doch viel zu viele ihr Ziel. Außerdem konnte Jensi immer wieder kurz das schlaffe, verzweifelte Gesicht seines Bruders sehen.

Einen Moment lang glaubte er, dass er das Bewusstsein verlieren werde, aber dann ging das Gefühl vorbei, und plötzlich war sein Blick viel schärfer, aber auch viel weiter entfernt, so als befände er sich nicht länger in seinem Körper und beobachtete sich von außen.

Da wurde ihm klar, dass Istvan ihn vermutlich töten würde.

Istvan hatte lange Zeit nach etwas gesucht, auch wenn er nicht wirklich sicher war, wonach. Dieses Gefühl der Ziellosigkeit hatte er oft, aber er wusste, wenn er nur lange genug suchte, würde es sich früher oder später aus der Welt herauschälen, in der es sich versteckte – aus der echten Welt –, und sich ihm zeigen. Früher, als sein Bruder noch bei ihm gewesen war, hatte es Dinge gegeben, die ihn ablenkten, ihn bei seiner Suche störten, sodass er nur selten genug Zeit gehabt hatte, zu warten, bis sich die Hülle der Welt zurückschälte. Jetzt hingegen hatte er alle Zeit, die er nur brauchte.

Das Erste, was er tun musste, war die Welt selbst einfacher zu machen und all die unnötigen Ablenkungen loszuwerden. Alles, was nicht zur Anordnung gehörte, alles, was verhinderte, dass sich die Erde öffnete, musste verschwinden. Wenn er draußen unter der Kuppel umherstreifte, sah er so viel: Da waren Zeichen und Symbole, Muster aller Art, aber sie wiesen in alle Richtungen gleichzeitig. Zudem waren dort draußen auch Menschen, die ihn erschreckten und ihn so sehr störten, dass er sich nicht konzentrieren konnte.

Ein Muster, eine Anordnung draußen unter der Kuppel hatte ihn wieder ins Apartment seiner Mutter geführt, genau so wie ein Muster, eine Anordnung hier, im Apartment, ihn früher mal nach draußen in die Kuppel geführt hatte. Eine Stimme hatte zu ihm gesprochen und erklärt, dass er das Band durchschneiden müsse, das die Tür versiegelte. Dieselbe Stimme hatte ihm auch erklärt, wo seine Mutter den Schlüssel versteckt hatte, damit er wieder hereinkönnte – eine Stimme, die keinen Körper hatte, oder falls doch, dann einen Körper, den

Istvan nirgendwo sehen konnte. Es war eine Stimme, die irgendwie in ihm erklang, aber gleichzeitig von ihm losgelöst schien.

In der Speisekammer hatte er alles so belassen, wie es war. Das Muster dort war gut. Er hatte es vervollständigt, bevor er gegangen war, auch wenn noch immer etwas fehlte. Stattdessen hatte er die Couch in die richtige Position geschoben. Der Kaffeetisch konnte zwar bleiben, wo er war, aber Istvan hatte seine Faust benutzt, um die Dellen zu vergrößern. Er hatte darauf eingeschlagen, bis seine Hand ganz blutig war, und anschließend hatte er seine graue, verzerrte Reflexion auf der Oberfläche angestarrt. *Da*, hatte er gedacht, *der Schattenmann*, und dann hatte er darauf gewartet, dass die Gestalt herauskam.

Doch sie kam nicht heraus. Falls es überhaupt der Schattenmann war; solange sie dort drinnen blieb, konnte Istvan es nicht mit Gewissheit sagen. Vielleicht war die Gestalt zu grau, vielleicht war sie auch ein ganz anderer Mann. Oder da war gar nichts. Also hatte er sich auf die Couch gesetzt und mehrere Stunden gewartet. Doch obwohl er sich dabei immer wieder vorgebeugt hatte, bis sein Gesicht die Metalloberfläche des Tisches beinahe berührte, hatte er den Schattenmann nicht hervorlocken können.

Nach einer Weile hatte er jedoch gespürt, wie das Muster langsam an ihm zerrte. Die Anordnung war richtig, aber er war nicht dort, wo er sein sollte. Nein, er musste woanders sein, damit das Muster funktionierte.

Also war er aufgestanden und durch das Wohnzimmer in den Raum gegangen, wo er früher mal mit seinem Bruder gewohnt hatte.


Dort, in diesem nackten Zimmer, hatte er dann gewartet. Falls der Schattenmann kam, würde er Istvan hier finden.

Geduldig hatte er auf die Tür gestarrt, auf alles vorbereitet, was kommen mochte.

Wie lange er gewartet hatte – wie viele Stunden oder gar Tage –, konnte er nicht sagen, aber irgendwann erklangen draußen Geräusche, und da wusste er, dass der Moment gekommen war. Er stand auf und drückte das Ohr gegen das Holz, und als er näher kommende Schritte hörte, riss er die Tür auf, packte, was auf der anderen Seite war, und zerrte es in das Kinderzimmer.

Doch nein, es war nicht das, worauf er gehofft und was er erwartet hatte. Es war nichts aus der anderen Welt, sondern etwas aus dieser Welt, ein Eindringling, ein Störenfried, jemand, der gekommen war, um das Muster zu ruinieren und ihn von seinem Erfolg abzuhalten. Wer hatte ihn geschickt? Istvan wusste, dass es Mächte gab, die nicht wollten, dass er fand, was zu finden ihm vorbestimmt war, die verhindern wollten, dass er seine Aufgabe erfüllte. Sie waren die ganze Zeit über da gewesen und hatten ihn gestört. Er schüttelte den Eindringling, um ihm zu zeigen, was er von ihm hielt. Um ihn dazu zu bringen, dass er verriet, wer hinter Istvan her war. Dann schüttelte er ihn weiter und weiter, und ja, sagte er sich dabei, er würde es schon aus ihm herausbekommen. Ja, das würde er.

Da traf ihn etwas hart am Kopf, und für kurze Zeit war er benommen. Der Störenfried unter ihm wand sich zwischen seinen Knien hervor und von ihm fort, und dann sah Istvan, dass mindestens noch ein zweiter Störenfried im Zimmer war. Er stemmte sich auf die Beine und wandte sich den Eindringlingen zu, wobei er aber versuchte, sie nicht zu genau anzusehen, damit er das Muster nicht aus den Augen verlor. Denn wenn er das Muster verlor, hätten sie gewonnen.



Nun aber tauchte plötzlich doch noch der Schattenmann auf. Er kräuselte sich in der Luft, kroch unter den Füßen des einen Eindringlings hervor – des Eindringlings, der ihn geschlagen hatte. Der einzige Weg zum Schattenmann, das erkannte Istvan, führte durch den Körper des Störenfriedes. Er schüttelte den Kopf, dann stürmte er vor, und einen Moment später war der Eindringling unter ihm, und der Schattenmann war unter ihnen beiden; der Fremde hielt ihn fest, aber wenn sich Istvan einen Weg durch ihn hindurch bahnte, dann könnte er ihn vielleicht erreichen. Der Eindringling versuchte zu sprechen, aber nein, da war noch eine andere Stimme, in seinem Kopf, die ihm sagte, dass er nicht hinhören dürfe. Nun warf sich der andere Störenfried von hinten auf ihn und schlug ihn, aber diesmal war Istvan bereit. Diesmal behielt er das Gleichgewicht. Es war geschehen, er hatte gesehen, was er sehen wollte, was er sehen musste. Nichts würde ihn jetzt noch aufhalten.

